

verletzt zu haben, wie sie ein heute einflußreicher Gegner des Christentums verdient. Spricht doch im „Mythus“ eine Glut der Leidenschaft für seine Sache, die so manches laue und lahme Christentum unserer Tage beschämen könnte und sollte. Rosenberg hat einmal den Satz geprägt: „Jede Weltanschauung ist so stark wie der Wille ihres Trägers, sie zu verteidigen — das ist der einzige Maßstab für die Beurteilung weltgeschichtlicher Kämpfe.“ Wir freuen uns, mit diesem Satz ganz einig gehen zu können, und wollen uns gerne auch jenen andern Satz aus dem „Mythus“⁸⁸⁰ — auf den Christenglauben umgewendet — gesagt sein lassen, der uns zugleich an die stolzesten Zeiten des Christentums erinnert, wie er ungewollt die sichere Verheißung der Zukunft der Kirche ausspricht: „Lebendig sind nur der Mythus und seine Formen, für den die Menschen zu sterben bereit sind.“

Dienendes Volkstum

Von Ernst Böminghaus S. J.

Warum mußte es so kommen, daß das Christentum von unserem Volke erst Besitz nahm, als es schon einen langen Weg durch andere Volkstümer, durch die griechische und römische Geisteswelt, hinter sich hatte, nicht ohne dabei mancherlei Formen angenommen zu haben? Wäre es nicht schöner zu denken, es hätte die Frohbotschaft in ihrer Morgenfrische unser Volk getroffen, um dann aus den Säften und Kräften eines unverbrauchten Volkstums den arteigenen Ausdruck zu gestalten? — So fragt es heute um uns her. Ja die Frage geht noch tiefer. Das Evangelium war ja schon, bevor es in den griechisch-römischen Raum trat, durch ein Volkstum entscheidend geprägt. Wir wissen doch, daß sich das Christentum als rechtmäßiges Wachstum aus dem jüdischen Volksgrund betrachtet, in Wahrheit als „das Reis der Wurzel Jesse“. Warum, so lautet denn noch dringender die Frage, mußte es ein anderes und gerade dieses Volkstum sein, das so aus seinem eigensten Leben Wuchs und Gestalt des Christentums mitbestimmen durfte, unabänderlich und unabweisbar für alle kommenden Völker, auch für das unsrige? Wäre es nicht schöner zu denken, es hätte sich der Keim des gottgeschenkten Lebens jedesmal neu in jeden Volksboden gesenkt, und so auch in den unsrigen, um dann auch aus dieser Furche bodenständig zu wachsen?

Diese Frage kann in Ehrfurcht gestellt werden, um sich durch sie in die Geheimnisse Gottes und den Reichtum unserer Christengeschichte einführen zu lassen. Sie kann aber auch ganz anders auftreten — und so sehen wir es heute um uns her —, mit der Miene des Zurückgesetzten, des Beleidigten, so, als wollte man sagen: wir tragen keine gebrauchten Kleider; dafür sind wir zu gut. Das ist natürlich eine unmögliche Haltung, wo es sich um die freischenkende Huld der göttlichen Offenbarung handelt. Dennoch kann uns dieses Fragen das Auge schärfen für den wahren Sachverhalt unseres Christenstandes, wie er geworden und wie er ist, und nicht nur für den Sachverhalt, sondern für das persönliche Verhalten der Gottesliebe in Christus, für Gottes Führung und Berufung, „da er uns das

Geheimnis seines Willens nach seinem Wohlgefallen kundtat, das er im Hinblick auf Christus bei der Anordnung der Fülle der Weltzeiten im voraus festsetzte: Alles in Christus unter ein Haupt zu bringen, was im Himmel und was auf der Erde ist. In ihm haben auch wir unser Erbe erhalten“ (Eph. 1, 9).

In der Tat sehen wir, daß die Volkstümer in der Gnadenführung ihre Stellung haben; daß sie deshalb auch ein Recht haben, um diese ihre Stellung zu wissen und sie einzunehmen. Nur freilich ist diese Stellung, die ihnen die göttliche Berufung zudenkt, nicht von der Art eigenmächtigen Forderns. In dem Augenblick, da sie auf sich selbst pochen, sinken sie zurück in die Nichtigkeit, die ihnen vor dem Ewigen einzig zukommt; es sind „die Völker wie ein Tropfen am Eimer“ (Is. 40, 15). Wenn Gott die Völker in den Plan seiner Erbarmung aufnimmt, dann kann ihre Aufgabe nur Dienen sein, ein Dienen allerdings, das erst wahre Ehre und Größe ist. Das aber auch gleichzeitig Verantwortung heißt und beim Versagen Verwerfung bedeutet. Das ist jene erschreckende Größe der Berufung der Völker zur Dienstschaft am Heilsplane, die Paulus umleuchtet und umdüstert, da er über die Verwerfung seines Volkes und die Berufung der Heidenvölker trauernd sinnt und schließlich vor dem Abgrund des unerforschlichen Willens Gottes verstummt: „O Tiefe des Reichtums, der Weisheit und der Erkenntnisse Gottes! Wie unerforschlich sind seine Gerichte, wie unergründlich seine Wege!“ (Röm. 9—11.)

Aber auch noch dieser freundliche Gedanke ist mit der erschreckend hohen Dienstschaft gegeben: Das Dienen geht nicht nur auf Gott, wie er in seiner Macht über den Völkern thront, es ist ein Dienen in Gottes Plan und Namen an den andern Völkern, ein Bruderdienst in großer Bruder-gemeinschaft. Darum ist beides ausgeschlossen, Überheblichkeit bei den Zuerstberufenen und scheeles Mißvergnügen bei den andern, die das Erbe aus zweiter Hand empfangen. Vielmehr ist die Gemeinschaft des Gebens und Nehmens unter den Völkern nur ein freies Geschenk, eine Ehrung allen Volkstums, da Gott sich seiner zu einheitlichem Plan und Werk im Gefüge der Zeiten bedienen will. Erst auf dieser freien Höhe, wo Gottes weltweite Gedanken aufgehen, wo die Völker in Demut und dankendem Selbstgefühl sich zueinander gewiesen finden, kann man mit Nutzen die Frage der heutigen Stunde erörtern: Volkstum im Christentum, und die noch nähere: unser deutsches Volk in der Abfolge der früheren Träger der Offenbarung.

Es ist freilich ein einzigartiger Vorzug, der dem Volke Israel zuteil wurde. Nicht aus Verdienst, sondern aus Gnade. „Ich erbarme mich, wessen ich mich erbarme.“ Der Vorzug besteht nicht einmal zuerst darin, daß dieses Volk mit seiner Geschichte das Gefäß bilden sollte für die immer klarer und reicher sich einsenkende Offenbarung; das Erstaunliche ist, daß es dieser Offenbarung aus seiner lebendigen Art auch das irdische Gewand für die göttlichen Gedanken und Geheimnisse weben, ja mehr, aus seinem Herzblut sozusagen den menschlichen Leib bilden und nähren durfte. Denn das ist doch das Ergreifendste am Alten Testament und

macht es auch ewig anziehend für alles, was je Menschenantlitz trägt: daß hier einmal ein kleines Volk den seelischen Niederschlag seiner bewegten Geschicke, diesen echt menschlichen Laut hochgemuten Vertrauens und bangen Zagens während der langen Wanderschaft und während der schweren Kämpfe um das angelobte Erbland, in guten und bösen Tagen, getragen von der Vaterhuld seines Gottes und hingeschmettert von seiner strafenden Hand, — daß es den schmerzlich-seligen Reichtum dieser vielhundertjährigen Erlebnisse in Worte fassen und hinreichen durfte, damit Gott sich darin in seinem allmählichen Kommen künde, mit seiner Liebe und Hoheit, mit seinem Zürnen und Erbarmen. Das ist das Unvergleichliche und Ergreifende. Das volkhafte Sagen und Singen, so echt, wie nur je ein Volk gesungen hat, wird zu einem Beten, und das Beten verklärt und erhebt das Volksleben zu unvergänglicher Schönheit, aber alles Beten wird zu einem Heraufkommen Gottes, das Antlitz des offenbarenden Gottes tritt aus dem Dunkel hervor, Zug um Zug, bis es dann „aufstrahlt im Antlitze Christi“.

Christus der Herr und seine Frohbotschaft als Edelblüte alles heimlichen Wachsens auf dem Boden des erwählten Volkes — dieser Gedanke ist dem Christentum seit Anbeginn vertraut. Aber vielleicht sind wir heute mit unserem wachen Verstehen und der emsigen Forschung mehr denn je imstande, ihn in seiner Fülle und Feinheit zu begreifen. Wir verkosten heute den unnachahmlichen Zauber der Kindheitsgeschichte bei Lukas, die so ganz in der Welt der alttestamentlichen Frömmigkeit und Erwartung geborgen und von ihren Stimmungen und selbst ihren Worten umhüllt ist, angefangen von dem Benediktus des Priesters Zacharias bis zu dem Höhengesang der Engel und dem Magnifikat der gebenedeiten Mutter. Aber auch das Evangelium in seinem Fortgang will keineswegs den Zusammenhang mit dem geheiligten Boden verleugnen. Nicht der geringste Reiz heutiger neutestamentlicher Erkenntnis besteht gerade darin, wie mit den Ohren des Zeitgenossen und Volksgenossen den Herrn zu hören und im Volks- und Zeitgebundenen die Botschaft der Ewigkeit zu vernehmen.

Da geht uns erst der tiefere Sinn der Eingangsworte des Hebräerbriefes auf: „Zu vielen Malen und auf vielerlei Weise hat Gott früher zu den Vätern durch die Propheten gesprochen, am Ende dieser Tage hat er zu uns gesprochen durch seinen Sohn, den er zum Erben des Alls bestellt.“ Die Schrift kennt eben nur ein einziges, vom Alten zum Neuen Bund sich hinziehendes Sprechen Gottes. Es ist der gleiche menschliche und volkhafte Laut in der ganzen Offenbarung. Aber auch das Erstgeburtsrecht des erwählten Volkes hat der Herr keineswegs gleich für erloschen erklärt. Freilich erhebt er hoch darüber das Recht Gottes, seines Vaters, und das heißt: Jede Berufung ist Berufung zum Dienen, sonst folgt die Verwerfung. Dienen auch zu den Brüdern hin.

Es muß auffallen, mit welchem Nachdruck Christus in den drohenden Gleichnissen gegen Ende seiner Messiaspredigt an die Vertreter des Volkes den Gedanken der brüderlichen Verbundenheit aller Völker in der Berufung zum Heil richtet. So im wunderbaren Gleichnis vom verlorenen

Sohn (Luk. Kap. 15). Es gipfelt ja nicht, wie man es gewöhnlich auffaßt, in dem Erweis der unendlichen Erbarmung an dem Heimgekehrten, sondern in dem Gegenüber dieser Erbarmung zu dem licht- und lieblosen Pochen des Älteren auf sein Recht, auf seine „Gerechtigkeit“. Und auch das Gleichnis von den „ungleichen Brüdern“ (Matth. Kap. 21) mit dem leeren Ja des älteren und dem trotzig vorschnellen Nein des jüngeren, dem aber dann doch der schweigende Gehorsam folgt, stellt wieder dem „älteren“ Israel die jüngeren Brüdervölker drohend gegenüber und schaut sie unter der Einheit der gleichen Berufung. Aus dem lebendigen Zusammenhang dieser Gleichnisse, so wie sie zu den stolzen und verstockten Vertretern des Volkes hin gesprochen werden, hört man die Trauer des Herrn über die endgültige Verwerfung des „älteren“ Volkes.

Es bringt übrigens nicht erst das Neue Testament diese Losung: Dienst oder Verwerfung, das ganze Alte Testament ist davon durchzogen. Ja, man mißverstehen den Geist der alten heiligen Schriften, wenn man das nicht beachtet, und mancher Anstoß beim Lesen des Alten Testamentes kommt nur, weil man jeden, oft sogar unlauteren Ausdruck der erdgebundenen Volksseele von Gott beglaubigt wähnt, einfach weil davon im „Worte Gottes“ berichtet wird; während doch von Anbeginn durch die Geschichte des „heiligen Volkes“ sich ein einziges Ringen zieht zwischen Gottes Ruf zur Dienstbarkeit und der erdhafte Niedertracht des Berufenen. Nein, das Alte Testament ist als Ganzes alles eher als Verherrlichung eines überheblichen Volkes; es ist ein trauervoller Gesang von Gnade und Versagen, und die Verwerfung bis auf den „heiligen Rest“ ist das eigentliche Thema des Alten Bundes. So erst, in diesem erschütternden Ringen schließt das Alte Testament die göttliche Höhenreligion in sich; die Höhenlinie aber, die auf Christus weist, wird durch die Männer angegeben, die sich im Namen Gottes immer unverdrossen gegen das bloß Naturhafte ihres Volkes stemmten. In den Propheten, in den Psalmen weht der lauteste Hauch des Geistes Gottes.

So kann denn auch der älteste unserer Evangelisten, der hl. Matthäus, sein Evangelium ganz auf diesen ernsten Ton abstimmen. Im Augenblick, da die Apostel den Staub von den Füßen schütteln, erweist er vor dem verstockten Volk noch einmal im Lichte des Alten Testamentes, wie alles so habe kommen müssen, bis auf diesen Tag, da sie der Heimat den Rücken kehren und Jesu Frohbotschaft den andern Völkern anbieten.

Den andern Völkern... Das Evangelium tritt in den Raum der griechisch-römischen Geisteswelt. Das ist ein entscheidender Schritt für den Fortgang der christlichen Geschichte gewesen. Es ist bekannt, wie das Bewußtsein davon auch zu unserer Zeit die urchristliche Forschung beseelt hat. Gerade das letzte Jahrhundert ist Zeuge davon gewesen. Aber schon die Urkunden des Neuen Testamentes sind von dem gleichen Bewußtsein berührt. Das Routenbuch der ersten Mission, die Apostelgeschichte, spannt die Fülle der erzählten Ereignisse doch alle in die Richtung der heimlich-ungeduldigen Sehnsucht: von Jerusalem nach Rom; sie bricht ab, da sie Paulus bis in den Mittelpunkt des großen Kulturkreises geleitet hat, als

wollte sie sagen: nun mag das Evangelium getrost seinen Lauf nehmen. Aber auch Athen, der zwar späte, aber immer noch rechtmäßige Erbe der eigentlichen Geistigkeit dieser Hochkultur, tritt bedeutsam hervor. Paulus auf dem Areopag ist nicht nur als malerisches Zwischenbild gedacht. Man spürt, hier wird eine Begegnung von weltgeschichtlicher Größe erzählt. Freilich, die antike Weisheit findet in ihrer Schicksalsstunde nur das müde Wort: „Darüber wollen wir dich ein ander Mal hören“, und Paulus zieht weiter. Hinter ihm auf dem Areopag liegt die Wolke drohender Verwerfung. Aber auch Rom sehen wir am Ende der Apostelgeschichte vor seine Entscheidung gestellt: es empfängt Paulus als Gefangenen!

Ist also die Verwerfung schon ausgesprochen, bevor sich noch die Dienstbarkeit zeigen durfte? Das ist nicht der Sinn der christlichen Geschichte gewesen. Athen und Rom, griechische und römische Kultur dürfen Christus und seinem Werk dienen. Aber es stimmt doch nachdenklich, wie dieser Dienst angenommen wurde.

Zunächst muß auffallen, daß es nicht das griechische und römische Volk in der Zeit seiner natürlichen volkhaften Kraft und Geschlossenheit war, das seinen Dienst dem Christentum anbieten durfte. Es fällt einem da wohl das Wort ein: „Damit alles Fleisch sich nicht rühme.“ Weder Perikles noch Phidias, weder Sophokles noch Platon durften Christus entgegengehen und ihm das strahlende Athen als Heimstatt anbieten; und nicht das Rom des starken und herben Bürgerstolzes wurde der Sitz des Fischers vom See Genesareth. Wohl aber sollte der Ertrag der geistigen und politischen Kultur, wenn er in die Weite der hellenistischen Spätform eingegangen war, dem Christentum manche Lebensform bieten, und erst die Nachkommen jener stolzen Vorfahren sollten es sein, die die Gabe darreichen würden.

Noch mehr bemerkenswert als die Stunde, da die griechisch-römische „Antike“ zum Dienst am Christentum aufgerufen wird, ist das Maß, in dem der Dienst zugelassen wird. Es ist zurückhaltende Prüfung gegenüber dem glänzenden Angebot. Man hatte sich freilich in einer gewissen Richtung der urchristlichen Erforschung von heute — durch A. v. Harnacks Namen ist sie vor allem gekennzeichnet — angewöhnt, von einer „Hellenisierung“ des Christentums zu sprechen und darin den entscheidenden Bruch in der christlichen Entwicklung zu sehen. Danach wäre denn allerdings eine Überfremdung des Christentums durch einen von andern Volkstümern naturhaft geprägten Geist geschehen, eine Überfremdung bis zur Entfremdung vom eigenen Geist, und jedes andere Volkstum hätte zu seiner Zeit dann einen gleichen Anspruch anmelden können. Aber wie steht es in Wirklichkeit mit dieser „Hellenisierung“? Eine sorgsame Durchprüfung der „hellenistischen“ These hat nur festgestellt, was dem katholischen Glaubensbewußtsein von vornherein feststand: das Christentum hat in stets gemessenem Abstand den Dienst des Hellenismus angenommen. Der Dienst war freilich wertvoll genug. Es ist Gemeingut unseres Kulturbewußtseins, daß nirgend mehr als im griechischen Menschen die Menschheit ihr Wesensbild fand. Darin lag der unvergleichliche Dienst,

den das Griechentum der Menschheit zu leisten hatte. Darauf konnte und durfte auch die Kirche nicht verzichten.

Vielleicht kann man an diesen Dienst für das Christentum in Kürze nicht besser erinnern, als wenn man das Wort nennt, mit dem schon die frühesten Denker der nachapostolischen Zeit ihre Überzeugung von der gottgefügtten Ordnung der griechischen Kultur aussprachen: „Logos spermatikos“, des göttlichen Logos Keimkräfte in allem echten menschlichen Geistesleben, besonders aber in der umliegenden Griechenwelt. Ein Wort von kühnem Mut und weitherziger Bejahung alles Guten in der Welt. Man konnte eben unter dem tiefen Eindruck des Königtums Christi nicht anders denken, als daß hier die Geistesblüte eines edlen Volkes nur deshalb zur Menschheitskultur aufgegangen war, um dem Evangelium die Wege zu bereiten. Das gleiche unbefangene und sieghafte Bewußtsein erfüllt dann die griechischen Kirchenväter der klassischen Zeit. Und nicht nur ist es die eigentliche Theologie, die ihre Hand auf die Schätze griechischer Denk- und Begriffsformen legt, die ganze weite Menschheitskultur hellenischen Wachstums soll dem jungen Christentum gehören. So drückt es der berufenste Sprecher christlicher Bildungsanliegen, der große Basilius, in seiner Schrift „an die Jünglinge, wie sie aus den heidnischen Schriften Nutzen schöpfen können“, in dem Augenblick aus, wo der fanatische Christenhasser Julian, der Abtrünnige auf dem Kaiserthron, die „Nazaräer“ von der öffentlichen Bildung absperren und so geistig erdrosseln möchte.

Aber so weit wie die Aufnahmebereitschaft, so wach war die würdevolle Zurückhaltung, so scharf auch gegebenenfalls die Ablehnung. Es zieht sich durch die alte Kirche ein ständiger Kampf auf Leben und Tod gegen den Hellenismus¹. Wir denken da nicht einmal zuerst an die unentwegt Weltabgewandten, wie etwa Tertullian, deren einsame Größe für die Kirche immer so gefährlich war, auch durch die Schriften so bildungsfreundlicher Männer wie Origenes, Basilius, Chrysostomus macht sich der innere Abstand bemerkbar, so daß Augustinus auf der Höhe christlicher antiker Geisteserrungenschaft und am Ende der antiken Kultur nur altes christliches Bewußtsein ausspricht, wenn er in der „Civitas Dei“ auch die ganze griechische Erbschaft unter das Gericht rückt: hie Gottesstaat, hie Reich der Welt. Und wenn nicht Dienst am Gottesreich, dann trotz allem Glanze Verwerfung mit dem Antichrist!

Römisches Volk hat mit seinem Geiste offenkundig der Kirche Christi weniger zu bieten gehabt als Hellas. Dennoch war es bedeutsam genug. Aber auch durch diese lehrreiche Geschichte der Aufnahme römischen Geistes durch die Kirche wird das gleiche Gericht sichtbar. Die höchste Leistung des römischen Volkes war das römische Weltreich. Und bei allen andern günstigen Einflüssen blieb doch römischer Geist die grundlegende Kraft des Reiches. Die beste römische Art hatte im Aufbau des Reiches Gestalt gewonnen. Auch dieser Geist und dieses Reich hatten Christus zu dienen. Es galt immer als eine Meisteraufgabe der Geschichts-

¹ Alb. Ehrhards „Kirche der Martyrer“ gibt eine Vorstellung von diesem Kampf.

schreibung, begreiflich zu machen, wie das römische Weltreich dem Christentum auf seinem wesensnotwendigen Weg zur Weltkirche vorgearbeitet hat. Allzu einfach, weil allzu äußerlich, ist natürlich der Spruch, das römische Christentum habe sich bloß in die immer leerer werdenden Gehäuse aller Ordnungen des Weltreiches eingeschoben und sich so eines Tages — fast zur eigenen Überraschung und zu immer neuerer Überraschung der Weltgeschichte — als Weltkirche entdeckt. Überhaupt war nicht die Übergabe fester Formen der wichtigste Dienst des Römertums an die Kirche, sondern das, was man mit Klang und Stolz den Römergeist nennt, aus dem doch erst jene Formen erwachsen waren.

Römergeist — wenn man ihn rufen will, dann gebraucht man wohl die Namen: Treue zur überlieferten Art, nüchterner Sinn für das greifbare Leben, schlichte Bereitschaft, die Person hinter die gültige Ordnung und ihre Gesetze zu stellen, endlich staatsbildende und weltgestaltende Kraft. Damit sind auch entscheidende Grundkräfte der nun kommenden abendländischen Kultur genannt; zugleich aber der Grund, warum die abendländische Kultur gegenüber allem „Orient“ die Führung zur Weltkultur übernahm. Aber der gleiche Römergeist sollte in die Kirche eingehen und sie befähigen, das Evangelium in die Welt und alle ihre Lebensbereiche zu tragen, das Christentum zu einer weltdurchdringenden und völkererziehenden Macht werden zu lassen. Ungleich mehr, als es die Christenheit des Morgenlandes vermocht hat, ist das der ewige Ruhm der römischen Kirche im Angesichte des mittelalterlichen romanisch-germanischen Kulturaufbaus.

Fragt man aber, wie dieser Geist seinen Einzug in die Kirche hielt, und will die Antwort gleich in sichtbarer Gestalt haben, dann könnte man wohl auf Männer hinweisen wie Ambrosius, Benediktus, Gregor d. Gr. Denn in ihnen lebt etwas von jener echten Römerart, sie waren aber auch vollgültige Zeugen der Kirche ihrer Jahrhunderte. Ambrosius, aus angesehener altrömischer Beamtenfamilie und selbst hoher Staatsbeamter bis zum Tage seiner Bischofsweihe, ein Staatsmann aber auch auf dem Stuhl von Mailand und als Freund und Berater der Kaiser, nur jetzt im kirchlichen Raum und mit der Sicht auf das Weltreich der Kirche Christi. Es ist nicht nur unser heutiger Eindruck, in diesem Mann die vollendete Verkörperung kirchlichen Führertums zu sehen, auch damals schon schaute man auf ihn als auf das Vorbild des christlichen Bischofs. Noch einmal erwächst zweihundert Jahre später der Kirche aus der letzten Römerkraft eine Herrschergestalt von unvergleichlicher Größe und Würde, Gregor d. Gr., auch er aus altem Amtsadel und in der Beamtenlaufbahn geschult. Dazwischen aber zielt die abendländische Kirche Benediktus, in dem der römische Geist der Gesetzgebung für das kirchliche und religiöse Leben so segensreich lebendig wird. Sind diese Gestalten Höhepunkte ihrer Zeit, so stehen sie doch nicht in fremder Einsamkeit; sie gelten freilich als die Führer — für die Vielen. Aber ebenso, wie wir an diesen Großen den Römergeist an der Arbeit für Christi Reich sehen, vollzieht sich in ihnen auch das Gericht an diesem Geist. Sie lehnen ihn ab, wo er kirchliches Leben vergewaltigt.

Es hat schon seine tiefere Richtigkeit, wenn sich die volkstümliche Erinnerung bis heute den Bischof Ambrosius nur denken kann, wie er erschrocken vor dem mächtigen Kaiser Theodosius steht und ihm den Eintritt in die Kirche verwehrt, bis er für das Schreckensgericht in Thessalonich Buße getan habe. Da wird in der Tat gleichnishaft das neue Lebensgesetz der kommenden christlichen Kultur — und aller echten Menschheitskultur verkündet: dem Römergeist wird von einem höheren Gesetze her Halt und Schranke geboten. Sicher soll staatliche und kirchliche Ordnung im gleichen menschlichen Lebensbezirk sich friedlich und freundlich unterstützen. Die Römer hatten von Anbeginn ein starkes Gefühl dafür, daß Religion ein Anliegen auch der öffentlichen Ordnung sei. Aber der Überspannung dieses gesunden Gefühls bis zur despotischen Herrschaft des Staates auch im Religiösen, die den Christen in den Jahrhunderten der Verfolgung schon so namenloses Leid gebracht hatte, und die auch unter dem konstantinischen Frieden sich immer wieder durchzusetzen suchte, mußte die Kirche ein starkes — wenn auch ein ehrerbietiges — Nein entgegensetzen. Zu gemeinsamem Heil. Es gibt eben noch ein höheres Gesetz als den allmächtigen Willen des Kaisers. Das spricht ein Ambrosius im Namen der Kirche vor der aufhorchenden Menschheit aus. Es gilt dem Cäsaropapismus aller Zeiten. — Benediktus aber schreibt es in seiner Gesetzgebung mit unauslöschlichen Zügen — mit echt römischen Zügen — der kommenden Menschheit ins Lebensbuch, daß es zwar wohl dem Menschen gut sei, sich schlicht in eine Regel zu fügen, die heiliger ist als das kleine Belieben des Einzelnen, daß aber dieses objektive Gefüge nicht die Persönlichkeit erdrücken — das war ja die ständige Gefahr des staatsfrohen heidnischen Römertums —, sondern ihrem wahren Wachstum Halt geben soll. Und Gregor endlich hat in dieser Spätzeit, wo die Schwingen des römischen Adlers schon längst todesmatt gesunken sind, den römischen Geist der Eroberung noch einmal zu einer weltweiten Eroberung geführt, die schöner war als alle früheren, ihre Krönung und ihre sühnende Überwindung zugleich.

Wir denken an den Missionsfeldzug in die junge Germanenwelt, den dieser Benediktusschüler auf dem Papstthron ansagt und durch die Sendung des Mönches Augustin nach England an entscheidender Stelle ins Werk setzt. Hinter Augustin sehen wir dann bald aus der Fröhenkultur der germanischen und nun katholisch gewordenen Angelsachsen die hehre Gestalt des Bonifatius sich erheben, als echten Erben dieses Gregorgeistes, und dann öffnet sich ja unmittelbar die Siegesstraße ins weite christliche — deutsche Mittelalter. Es mag immer sein Großartiges haben, wie einst die römischen Feldherren und Legionen von Rom aus auf den Heerstraßen zogen, um ein Volk nach dem andern in die „Pax Romana“ zu zwingen. Aber es blieb doch für die „befriedeten“ Völker eine Zwingherrschaft; sie hatten der römischen Größe zu dienen. Nun werden die Völker zur wahren „Pax Romana“ berufen, zur „Pax Christi in Regno Christi“. Nun ist es Rom, das christliche Rom, das an den jungen Völkern Dienst tat mit seinem Christusauftrag, aber auch mit den letzten Beständen seiner überlegenen Hochkultur. So ist „Dienst“ des alten stolzen Roms letztes

Wort und Vermächtnis an die neue Zeit. Gregor nennt sich mit tiefer Bedeutung, als erster der Päpste, „Servus servorum Dei“, Knecht der Knechte Gottes.

Wir stehen vor den Toren der deutschen Geschichte — denn trotz allem Mißvergnügen gewisser nur deutscher Geschichtsdeuter bleibt es wahr, daß erst das katholische Christentum die deutschen Stämme zu jener Einheit befähigte, die eine deutsche Geschichte im großen Stil eröffnete. Und wir stehen nach unserem Gang durch die Abfolge der dienenden Völker mit Ehrfurcht vor diesen Toren, denn das Gesetz des Dienens berührt nun mit seinem Segen und mit seinem Ernst schicksalhaft auch unser Volk. Wer diese Ehrfurcht nicht fühlt, hat vom heiligen Geiste der Geschichte, auch der Geschichte unseres Volkes, keinen Hauch verspürt. Wie peinlich beschränkt nimmt sich neben der Höhe christlicher Geschichtsschau jener Standpunkt aus, der nur engsüchtig das eigene und vereinsamte Volk zu sehen erlaubt. Es ist doch eine unendliche Verarmung, auch eine sittliche Verarmung, wenn man über der geschichtlichen Abfolge der einzelnen Völker nicht mehr die gnadenvolle Führung dessen gelten läßt, der die Völker lenkt, zu gemeinsamer Dienerschaft und in gegenseitiger Hilfe, immer aber zur Aufrichtung des gemeinsamen Werkes: des Gottesreiches in dieser Welt. Es ist licht- und geistloser Individualismus, der nicht weniger kümmerlich wirkt, wenn er auf ein ganzes Volk geht.

Es ist aber auch ein Attentat gegen die einfache geschichtliche Wahrheit. Denn Wahrheit ist es, daß die Kirche als die große Erzieherin auch der germanischen Völker, auch des deutschen Volkes, unbefangen aus den Schätzen, die ältere Völker des abendländischen Kulturkreises erarbeitet hatten, ausspendete. Sie handelte dabei, wie die echte Mutter handelt, wenn sie das Familienvermögen, das die Älteren gemehrt, zur Erziehung der Jüngeren verwendet. Das ist selbstverständlicher Dienst in der Familie. Wer das bekrittelt, denkt nicht mehr in Familie. Auch die Völker untereinander sind eine Familie. So ist es Gottes Gedanke, so gilt es zumal unter dem Evangelium Christi, so ist es das Gesetz aller echten Kultur. Solch eine Dienstleistung der älteren Brüder ist weit entfernt von Entehrung des Jüngeren, sie ist es besonders, wenn alle Erziehung nur geschieht, um zu neuem Dienste heranzubilden. Und dieser neue Dienst wird dann wiederum nicht äußere Leistung oder gar Entfremdung vom innewohnenden Eigenziele sein; aus dem Reifen eigener Art wird der Dienst geboren. Es sollen auch die Völker, die einst empfangen haben, das Wort des Herrn wahrmachen: „Geben ist seliger denn Nehmen.“ Das alles hat unser deutsches Volk in den Jugendtagen seines Heranwachsens im Hause der Kirche und dann in seiner ersten Manneskraft erfahren und bewähren dürfen. Unser katholisch-deutsches Mittelalter ist in seinem tieferen Sinn ein einziges Zeugnis dafür.

Das näher auszuführen, ist eine lockende Aufgabe, die nun am Schluß dieser Ausführungen vor uns steht: Wie hat das deutsche Volk, das viel empfing und es in seine reichen Anlagen aufnahm, das in dieser Aufnahme

selbst erst zu seiner Reife kam, der christlichen Familiengemeinschaft dienend gedankt? Wie hat es das Erbe des Christentums aus seiner besten Art mehrten dürfen? Freilich wird es nach unsern Ausführungen nicht möglich sein, in Überheblichkeit die Verdienste des deutschen Volkes über die andern zu setzen, wohl aber in echter Bescheidenheit und ebenso echtem Frohgefühl dem nachzuspüren, wie deutsche Seele, vom katholischen Geist berührt und befruchtet, in ihren ureigensten Tiefen sich erschloß und sich zu den schönsten Gestaltungen auf allen Lebensgebieten erhob. Diese Arbeit des deutschen Volkes am christlichen Familiengut steht nicht für sich, sondern steht unter der Größe, aber auch unter der Verantwortung des Gesetzes vom „dienenden Volkstum“.

Landwirtschaft, Kapitalismus und ständische Ordnung

Von Oswald von Nell-Breuning S. J.

Daß die Eigenart der kapitalistischen Wirtschaftsweise wie auch der kapitalistischen Gesellschaftsverfassung der Landwirtschaft wesensfremd seien, wurde seit jeher stark und nachhaltig empfunden, wenn auch nicht gerade immer klar erkannt und richtig gedeutet. Desgleichen herrschte ziemlich allgemein die Überzeugung, der ständische Aufbau der Landwirtschaft werde am ehesten gelingen, da die Landwirtschaft sowohl nach der betrieblichen (ökonomischen) als auch nach der menschlichen (sozialen) Seite hin viel Ständisches bewahrt habe. Kein Wunder, daß auch in Deutschland der ständische Aufbau der Landwirtschaft unverzüglich in Angriff genommen wurde, während man auf andern Gebieten es für nötig erachtete, sich Zeit zu lassen und zunächst einmal vorbereitende Maßnahmen zu treffen.

Versucht man, den Dingen auf den Grund zu gehen, so zeigt sich, daß die Gegensätzlichkeit der Landwirtschaft zur kapitalistischen Wirtschaft und Gesellschaft verhältnismäßig leicht zu bestimmen ist, während ihre nach weitverbreiteter Meinung bestehende natürliche Hinneigung zur ständischen Ordnung erheblich schwerer zu fassen ist.

Unter kapitalistischer Wirtschaftsweise verstehen wir die auf der Geldrechenhaftigkeit beruhende Wirtschaftsweise, bei der die Wirtschaftsakte als rechtsgeschäftliche Tauschverkehrsakte sich abspielen. Kapitalistische Wirtschaft, so verstanden, ist Marktwirtschaft. Es erhellt ohne weiteres, daß dem Handel als dem marktnächsten Wirtschaftszweig diese Wirtschaftsweise auf den Leib geschnitten ist, daß auch solche Wirtschaftszweige, die ihre Produktionsmittel, wenigstens Roh- oder Halb- sowie Betriebsstoffe, am Markt einkaufen und ihre Produkte wieder am Markte absetzen, mittelst der Geldrechenhaftigkeit eine sehr genaue Überwachung ihrer Wirtschaftlichkeit, d. h. des Verhältnisses von Aufwand und Ertrag, auszuüben und nach den Ergebnissen dieser Rechnungsführung ihre Betriebsweise auszurichten imstande sind. Aber je mehr in einem Unternehmen oder Betriebe die rechtsgeschäftlichen Tauschverkehrsakte zurück-